

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

115 (19.5.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Badisches Landestheater

Neu einstudiert: *Rienzi*

Die große tragische Oper „Rienzi“, der letzte der „Tribunen“, ist ein Jugendwerk Wagners. Er hat sie mit 25 Jahren in Paris geschrieben und in Dresden zur Aufführung gebracht. Während alle späteren Schöpfungen Wagners noch heute den eiserne Bestand sämtlicher Opernbühnen der Welt bilden, wurde der *Rienzi* verhältnismäßig wenig aufgeführt. Das kommt daher, daß Wagner in ihm noch nicht seinen Stil gefunden hat. Er ist ein Uebergangswerk von der französischen großen historischen Oper zum musikalischen Drama, dessen Urheber Wagner geworden ist. Wagner sah in späteren Jahren seinen *Rienzi* selbst als „einen Irrtum“ an. Vielleicht hat er so viel Selbstkritik gefunden, daß er keine Kritik über *Rienzi* auf den *Rienzi* angewendet hat. Ueber den Komponisten der Eugenotten schreibt er: „In der *Rienzi* ist die Mühe nicht eine so erschöpfende Vollheit, Schlichtheit und feinfühlerige Nachlässigkeit fand, daß wir keine beständig musikalische Befähigung vollkommen auf Null zu setzen vermag. Das ist dennoch zu so großen Erfolgen vor dem Opernpublikum Europas gelangt ist, erklärt sich durch einen Einblick auf dieses Publikum sehr leicht.“ Auch die Partitur zu *Rienzi* ist arm an musikalischen Ideen, Trompeten und Tuben, Pauken und Trommeln, Glockengeläute, das ständig wechselnde Geräusch auf der Bühne täuschen den Hörer über die Armut hinweg. Wagner arbeitet im *Rienzi* mit ganz starken Effekten. Jeder der fünf Akte endet mit einem Finale, dessen knalliger Pomp die Aufmerksamkeit der Operanten in den Schatten stellt. Wenn das Opernpublikum zu besserem Geschmack und zu gebotvollerem Urteil erzogen werden soll, so ist der *Rienzi* des Komponisten nicht der richtige Mentor. Es ist auch nicht ersichtlich, warum der *Rienzi* an unserm Theater neu einstudiert wurde.

Sein Textbuch, obwohl es mit einigen wirkungslosen dramatischen Agenten, die auf den Dichterkomponisten des *Rienzi* und des Landesherrn hinweisen, durchsetzt ist, hat für uns heute keine mitreisenden Motive mehr. Man hört, daß es für Wagner die Hauptfrage war, einen wirkungslosen Dramatiker zu schreiben, und daß seine weltanschauliche Einstellung erst in zweiter Linie kam. Doch schaut der Individualist Wagner aus allen Kulissen heraus. Das Volk kommt bei ihm schlecht weg, nur der Held, der Führer bleibt seinen Idealen treu und erleidet für sie den Tod. „Die Menge schwankt im ungewissen Geist, dann fördert sie nach, wohin der Strom sie reißt.“, sagt der Kaiser im *Rienzi*. Und diese Rolle läßt Wagner auch das römische Volk im *Rienzi* spielen. Es fällt von *Rienzi* ab, nachdem die Kirche ihn mit ihrem Bannstrahl belegt hat. Weber die Sandlungswelt der Kirche noch die des Volkes ist genügend motiviert, um unsere Herzen zu ergreifen. Auch der Heldentod *Rienzi* führt uns im Grunde genommen kalt. Wagner erweist die fleischliche Handlung durch hohe Rhetorik. Das Werk stellt ungeschwätzte Anforderungen an die Solfisten, an den Chor, an das Orchester, an die Bühnentechnik und nicht zu vergessen an das Orchester, der den dritten Akt hindurch mit viel Liebe und Zucht den Heldenhimmel im Raum halten mußte. Trotz aller Schwierigkeiten kam das Werk glänzend heraus. Das verdient wir in erster Linie unserm Heldentenor Theo Strauß, der gelanglich wie darstellerisch eine Höchstleistung bot. Sein vollströmendes und an diesem Abend schlackenreines Organ, die würdevolle, knap berechnete Gestik prädestinierten ihn zu einem idealen Verkörperer dieses *Rienzi*. Ihm, Malke Jans als Adriano und Ellen Winter als Irene ist es zu danken, daß die langatmige Oper einermöglichen noch erträglich war. Die Fortsetzung des jugendlichen dramatischen Fades fand sich mit ihrer Hofenrolle gut ab. Für sich einwandfreien dramatischen Leistungen wurden von Adolph die hervorragenden Leistungen von Franz Schuster, Robert Schöffel, Karlheinz Käfer, Hans Klant nach jeder Seite hin trefflich durchgeführt. Die Regieunterstützung von Prudenz bewährte sich in hohem Maße bei der Inszenierung der schwierig zu gestaltenden *Rienzi*partitur. Der Chor als treibende Kraft der Handlung istständig auf der Bühne. Er sang seine Sätze mit dramatischer Kraft. Man würde die sprachliche Einstudierung durch Musikdirektor Hofmann. Lorenz Hecht's Bühnenbilder waren nicht in allen Teilen gelungen, man stellt sich das mittelalterliche Stadtbild Roms geschlossener vor. Der Ballettische (Hedler und Tänzerinnen) fehlte die leitende Hand. Generalmusikdirektor Krippl stellte die Partitur mit Recht auf einen sehr hohen Ton. Die Bläser leisteten vortreffliche Arbeit.

## Die Abenteuer eines Weltpions

Aus den Papieren eines hohen Aristokraten ausgewählt von Rogers Snowden

Die größte Bedeutung schien mir aber die Mitteilung, daß sich Casella bereits am nächsten Tage nach Lugano begeben sollte, um dort mit einem berechtigten ungarischen Abenteuerer S. eine Verhandlung zu führen. Dieser S. hatte bereits vor dem Kriege in Paris allerlei Proffekorporationen ausgeführt, wobei Budapest und Paris gleichermaßen hineingeleitet wurden. Bei dem Prozeß gegen Madame Caillaux, die den Direktor des Figare, Calmette, erschossen hatte, erbot sich S. zur Zeugnisaussage in belastendem Sinne gegen Calmette, und Caillaux hatte dieses Anerbieten schriftlich abgelehnt und es schließlich abgelehnt. Diese Briefe nun wollte Casella dem ungarischen Abenteuerer ablaufen. Aber es war mit noch nicht klar, welchen Zwecken sie dienen sollten.

„Ich hatte nicht erst die Abreise Casellas nach Lugano abgewartet, sondern hatte mich zwei Stunden nach der Unterredung mit der Gräfin Chelkany nach dem Leffin begeben. Als Casella in Lugano eintraf, war ich bereits im Hotel Adler eingetroffen, wo auch S. seit einigen Tagen weilte. Es war mir gelungen, ein Zimmer zu bekommen, das an jenes von S. stieß. Vor meiner Abreise hatte mir Sr. den Namen eines Kellers gesagt, der im Dienste des „Intelligence Service“ stand und im Hotel Adler bedienstet war. Es war mir also ein leichtes, im Zimmer von S. ein Mikrophon anzubringen, und ich konnte nun in Ruhe die Ereignisse abwarten.“

Casella war mit seinem Sekretär einen Tag später eingetroffen, und die Unterredung mit S. fand gegen Abend statt. Ich konnte jedes Wort verstehen.

Casella appellierte zuerst an die freundschaftlichen Gefühle, die S. für Frankreich hegte, um ihm die Briefe herauszulocken. Als dies vergeblich blieb, bot er ihm hunderttausend Franken an, und die Debatte wurde sehr lebhaft. Das Angebot stieg allmählich bis auf dreihunderttausend Franken, dann wurde es still. S. schien zu überlegen, machte noch einige Einwendungen, aber ich hörte wie dann Papier raschelte und eine Feder krasste. Casella schien Sieger geblieben zu sein.

„Ich zerbrach mir den Kopf, in welcher Art ich heute eine Begegnung mit Casella herbeiführen sollte, als der Keller auftauchte. Er lächelte mir pfiffig zu.

„S. hat die Briefe nicht verkauft“, sagte er leise. „Er hat Casella nur eine Fälschung eingehändigt, die er vor einer Woche von einem Graveur aus Zürich anfertigen ließ, den er nach Lugano berufen hatte.“

Das war nun in der Tat sehr interessant, änderte aber nicht viel an der Sache. Ich mußte Casella unbedingt sehen.

„Wo sind jetzt die drei Herren?“ fragte ich.

„S. ist nach Locarno gefahren. Casella ist in seinem Zimmer, sein Sekretär ist ausgegangen.“

Eine Minute später klopfte ich bei Casella an. Er antwortete konnte, stand ich in seinem Zimmer.

„Verzeihen Sie... ein Kollege“, sagte ich, während ich die Karte des „Intelligence Service“ hervorholte, die einen Eklat auslöste.

„Ich bin erfreut, aber auch etwas erstaunt“, sagte er hochmütig. „Warum liehen Sie sich nicht anmelden?“

„Weil ich fürchtete, daß dies auffallen würde. Die Keller lauften manchmal an den Türen.“

„Nachen wir es kurz: Sie haben vor einer Weile S. drei Briefe Caillaux abgekauft... diese Briefe sind gefälscht!“

Er sah mich wütend an. „Und was weiter?“

„Sie werden die Freundschaft haben, mir diese Briefe auszuliefern!“

„Sind Sie toll geworden?“

„Keineswegs... ich bin bei klarem Verstand, ich habe meine Gründe diese Briefe zu besitzen, und ich habe auch Mittel, um Sie zur Herausgabe zu zwingen!“

„Das möchte ich sehen!“

„Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit zur Überlegung... wenn Sie sich noch weigern, wird in einigen Tagen Lord Northcliffe mehrere unliebsame Tatsachen über Sie erfahren, beispielsweise die Auslieferung militärischer Geheimnisse in Deutschland.“

Da er nicht antwortete, fuhr ich fort:

„Sie haben 60 000 Franken bei dem jüngsten Geschäft verdient... Sie wissen doch... die fünfzig Waggons Kaffee für Deutschland!“

„Wer sind Sie, zum Teufel hinein? ... Und wenn ich Ihnen die Briefe gäbe... wer ersetzt mir meine 300 000 Franken, die ich dafür auszugeben habe?“

„Die wird Ihnen S. zurückgeben müssen. Sagen Sie, daß Sie den Züricher Graveur kennen, der die Fälschungen machte... S. ist in Locarno, er hat keinen Auslandspaß, er kann Ihnen also nicht entgehen.“

„Gut... ich sehe, daß es für mich keinen anderen Ausweg gibt!“

„Und er legte die drei Briefe auf den Tisch.“

„Während ich sie verarbeitete, setzte ich hinzu: „Eine Frage noch, Kollege: Was wollten Sie mit diesen Briefen tun?“

„Ich muß Beweise gegen Caillaux herbeischaffen... wir hätten einen trefflichen kleinen Code fabriziert, mit dessen Hilfe man

## Sesenheim

Von Hermann Schöningher

August 1914. Unser Transportzug, angefüllt mit einem Infanteriebataillon, einem Regimentsstab, 35 Bagagewagen und 80 Pferden hält auf der freien Strecke vor Straßburg nach Molsheim. In unserem Mobilmachungsbefehl, den der Major in seiner Kartentasche trägt, steht: „Betragungsbelegung Straßburg. Fort Kaiser Wilhelm II. bei Müstig.“

Natürlich hat sich das rasch herumgesprochen durch den langen Güterzug. Bis er über den Schwarzwald herüber war und in die Ebene auf das Straßburger Münster aurokte, mußte der letzte Pferdewärter, daß wir ein Fort, und zwar das beste und modernste der Festung Straßburg zu besetzen haben. Wir füllten alle förmlich die Betonboden über uns, die uns vor den schwersten Granaten der Franzosen zu schützen hätten und freuten uns — bei allem Scheit und bei allem Elan, daß wir uns in mühseligen Meißerarbeit, gefährt von Panzerplatten und Betonkugeln zu liefern hätten.

Müsstig steht der Zug. An irgend einer kleinen Station mit einer schmalen Rampe, aus der man gerade mit Mühe und Not zehn Waggons gleichzeitig entladen kann. Der Bahnhofsvorstand überreicht mir ein Kuvert. Der Major reißt es sofort auf: „Das bayerische Reservebataillon Nr. 1 tritt zur „Hauptreserve“ des Gouvernements Straßburg und bezieht Ortsquartier im Raum Druhenheim-Sesenheim.“

Fluchend schiebt der Major den Zettel in seine Kartentasche und gibt den Befehl zum Auspackieren des Bataillons.

Zwei Stunden Nacharbeit und das Bataillon steht auf der Straße bereit.

„Antreten — Richtung Sesenheim!“

Der nächste Aufschwümmel spannt sich in seiner unendlichen Weite über uns und umfaßt die Zehntausende von deutschen und französischen Soldaten, die heiderseits der Vogesen zwischen Straßburg und Metz ihren ersten Nachtmarsch absolvieren. Die Dörfer, durch die wir marschieren, flammen auf im Schein untrer elektrischer Lampen wie die Soffitten eines gezeichneten Theaters: Frostwerkbenzen mit spitzen Giebeln, breitläufige Linden, verlorne Kirchen mit Weisblattläubem um das Pfarrhaus und um des Kantors Garten. vorne droht der Marschtritt der Kompagnien. Hinten schauen die Pferde, nervös und unruhig über ihren Reitern und in den Gesspannen. Es wird eben langsam Tag, als das Bataillon Sesenheim erreicht.

Ein elästisches Dorf wie Duzende andere auch. Ein spitzer Kirchturm in der Mitte. Der Friedhof anseht an das alte Gemäuer. Das Pfarrhaus. Das Wirtshaus und die Dorfstraßen heiderseits der großen Chauvee nach Straßburg und Druhenheim.

Wir verteilen die Ortsbesitze auf die Kompagnien, fuchen uns einen Parplatz für die Wagen und Ställe für die Pferde und suchen uns dann im Pfarrhof, wo das so idyllisch ist, das beste Quartier.

Noch einige Stunden später schläft das Bataillon am hellen Vormittag einen traumlosen Schlaf.

Im Süden droht der Horizont von der Schlacht bei Müstighausen. Im Westen durch das Gewehrfeld ganz oben in den Bergen. Die Wäldchen der Häuser, kaum hörbar, in der Weite und drümmend ist sich ein Schuß nach dem anderen aus der „Feste M II“.

Die Fieberstimme der ersten Schlacht liegt über dem Dorf.

Gegen Mittag kriechen wir aus den Betten, reihen uns die Augen und stellen uns einmal fest, wo wir eigentlich sind. Der meiste Major schlief einmal fest, wo wir eigentlich sind. Der meiste Major schlief einmal fest, wo wir eigentlich sind.

„Gewiß“, meint der bedächtige Stabsarzt, „Sesenheim ist das weltberühmte Dorf der Faust-Dichtung. Friererike Brien hat die Geschichte des jungen Straßburger Studenten Johann Wolfgang Goethe abgebehen, die ihm zu seinem „Faust“ den inneren Anstoß gegeben hat. Das Pfarrhaus der Friererike steht zwar nicht mehr. Unser Quartier ist ein Neubau. Lediglich die Scheune dahinter stammt aus der Goethezeit.“

„Während wir nachdenklich um uns schauen und in dem historischen Wirtshaus die Erinnerungsbilder der Freundlichkeit zwischen dem jungen Goethe und der Friererike Brien betrachten, dröhrt rings um uns herum ganz leise der elästische Boden von der ersten Schlacht.“

Wir betrachten andächtig den Turmbau der alten Kirche, die Bilder und Briefe aus der Goethezeit, die uns der Gastwirt mit vielen Worten Stück für Stück erklärt. Unser Stabsarzt gibt uns den übrigen, literarischen Kommentar dazu. — — —

Bis der Major daswischenfährt: „Herrgottsaltrament, hört doch mal endlich auf mit dem Goethegeschwätz. Wir haben jetzt wichtiger Dinge vor. Kommen Sie gleich mal mit mir in den Pfarrhof.“

„Saben Sie eigentlich den Pfarrhof gesehen?“ fragt mich der Major, wie wir die Treppe hinaufsteigen.

„Nein. Der hohe Herr macht sich unsichtbar.“

Und nun sagt sich Kommando auf Kommando. Befehl auf Befehl. Schwere Artillerie rollt durch die Dorfstraßen. Straßburger Festungsartillerie, Abteilungen, Minenwerfer. Wir Trümpfen betrachten etwas nachdenklich die Mäuler der Geschütze und die Käufe der Maschinengewehre. Die seit einer Generation wieder einmal statt auf Schießständen auf lebendigen Menschen gerichtet sind. Endlich der Alarmbefehl: „Das Bataillon tritt sofort an. Die Hauptreserve Straßburgs steht dem kommandierenden General des XV. Armeekorps zum Eingreifen in die Schlacht bei Müstighausen zur Verfügung. Ubmarsch in Richtung Molsheim nach Empfang des Alarmbefehls.“

Nach einmal steigen wir die knarrende Treppe hoch. Noch einmal blicken wir auf den spitzer Kirchturm und seinen erneuerten Godelbahn, noch einmal auf die Scheune aus Goethes Jugendzeit. Die Pastoralen werden verschluckt und auf die Pferde geknallt. Die Rüsteln umgehängt. Der Mantel angeknallt und dann geht die Treppe runter im Galopp. Müsstig steht der Pfarrhof vor uns, unten an der Tür. Ein bagerer, alter Mann mit Haaren gelblich grau, tiefliegenden Augen und einem harten Mund. — — — Ich fühle ich noch heute vor mir. Er deutet sich vor mich und — — — nicht auf die Stirn. Ich komme irgend etwas, ganz verwirrt. Das Verhalten gegenüber einem Geisteskranken, der einen jungen Offizier führt, steht nicht in den Kadern und nicht im Exerzierreglement. Dann greife ich an ihm vorbei. Der Major hinter mir wird ebenfalls von dem Geisteskranken an der Schulter genommen und geführt.

Wir haben draußen auf der Straße, und es ist uns immer noch etwas kalt im Genick. Dieses ganze Sesenheim mit seinen Gassen speinert aus der Zeit des 18. Jahrhunderts. Es ist uns unheimlich und wir sind froh, als unser Bagagewagen ratternd die Dorfstraße hinausrullt. Der Major reißt ihmweilend neben mir her. Eine Stunde lang spricht er kein Wort. Dann verläßt er ein mal Wäute zu machen über den Geistlichen, der uns einen Abschiedsblick gegeben hat. Aber es scheint ihm nicht recht.

Wir spüren die furchtbare Traurigkeit dieses elästischen Volkes, das seit 200 Jahren, eingekesselt zwischen zwei großen Nationen, bald der einen, bald der andern angehört. Die fleischliche Zerteiltheit, die sich gerade in einem Pfarrhof mit jahrhundertalter Kultur im Ruf des Geisteslichen auf die Stirn eines deutschen Soldaten offenbart, der gegen Frankreich marschirt.

Wir haben dieses erste Quartier, dieses Dorf zwischen Molsheim und Straßburg nie mehr verlassen, während der ganzen Zeit, während der Weistans des Krieges über unserm Bataillon hinwegrollte von den Vogesen bis nach Bamern, von Verdun bis zum Meer. Auch nicht den Ruf des Pfarrers von Sesenheim und seinen Segen beim Gang in den Ariea.

aus diesen Briefen und aus jenen in dem Stahlfaße, das Caillaux in Florenz besitz, die merkwürdigsten Dinge entziffert hätte. Das hätte genügt, um ihn nach Vincennes zu bringen.“

„Ich kenne Leute, die man sofort nach Vincennes bringen müßte!“ entgegnete ich angewidert, während ich das Zimmer verließ. Meine Mission war zu Ende.

Das Aktenbündel C IV 358

Eine schwierige Aufgabe hatte ich zu erfüllen, als nach den türkischen Niederlagen die Entente in Konstantinopel festen Fuß gefaßt. Die anscheinende Einigkeit zwischen England und Frankreich bang in Wirklichkeit einen erbittert geführten Kampf um die Vorherrschaft im Orient. In diesem Ringen gab es keinen Pardon. Jede der beiden Mächte bot alles auf, um den Gegner schwach zu setzen. Die Franzosen hatten für sich ihren in drei Jahrhunderten errungen und befestigten Einfluß im Orient, die zahlreichen jüdischen Schulen, die von Geisteslichen geleitet waren, Synagogen und Klöster und nicht zuletzt die Ottomanische Bank, in der sie stets die erste Rolle gespielt hatten. Das alles hatten sie zu schützen. Den Engländern dagegen ging es um die Meerenge der Dardanellen, um die Sicherheit des Kanals von Suez, in weiterer Hinsicht um die Interessen des jungen Osmanenreiches auf dem Spiel, und der gegenseitige Haß der beiden „Freundsmächte“ war leicht ersichtlich.

Als der General Franquet d'Espèrey die Oberleitung der Operationen im Orient übernahm, bot Downing Street alles auf, um ihn zu erhalten. Alle verfügbaren Agenten des „Intelligence Service“ wurden nach Konstantinopel beordert, und es war selbstredend, daß auch ich nicht vergessen wurde.

Als ich in Konstantinopel eintraf, lernte ich einen neuen Vorgesetzten kennen. Der in Downing Street als einer der fähigsten Köpfe galt, den Major Fleishbuen, genannt „Einhorn“. Er war jedoch nicht lange hier, daß er eine schwarze Kopsbinde trug, die das Fehlen der linken Ohrmuschel verbergen sollte. Früher hatte man ihn wegen seiner galligen Gesichtsfarbe den gelben Teufel genannt, und derlei Beinamen verraten ja immer, daß es sich um einen Menschen handelt, der in seinen Handlungen nicht alltäglich ist.

Major Fleishbuen wurde 1915 dem Expeditionskorps für die Dardanellen zugeteilt und erhielt alsbald sehr schwierige Aufgaben zugewiesen, die ihm vor allem aus dem Grunde glücken, weil er die türkische Sprache vollkommen beherrschte. Als die Entente stotzte bei dem Versuche, die Dardanellen zu forcieren, übernahm schwere Verluste erlitten hatte, beschloß das Oberkommando, einen Geheimagenten in die feindlichen Linien zu schicken, damit er die Verteidigungspläne kennenlerne und vor allem den Standort der schwachen Artillerie erfasse, die binnen zwei Stunden drei der stolzen Schlangenkreuzer der Entente versenkt hätte.

(Fortsetzung folgt.)